Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 85 (1998)

Heft: 7/8: Oberflächen : zwischen Körperlichkeit und Entkörperlichung = Entre le corporel et l'incorporel = Between corporeality and decorporealisation

Rubrik: Übrigens...

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

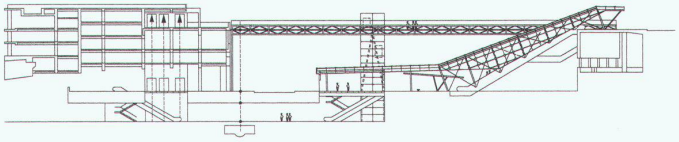
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

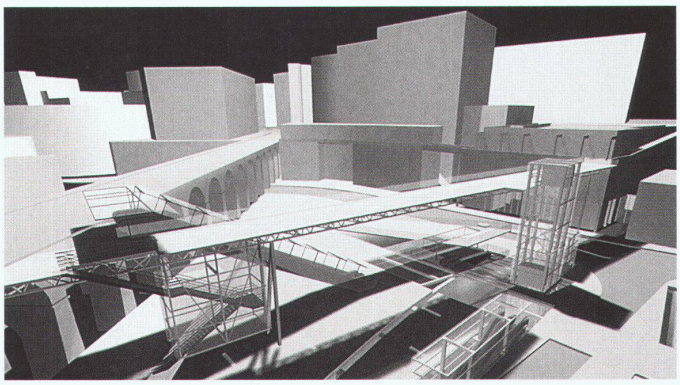
Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Métropont du Flon

1989 fand ein städtebaulicher Ideenwettbewerb für das Vallée du Flon in Lausanne statt. Das Siegerprojekt «Ponts-Villes» stammte von Bernard Tschumi und Luca Merlini. Was ist daraus geworden?





Interface Vallée du Flon, Lausanne, Architekten: Bernard Tschumi/Luca Merlini, Modellaufnahme und Schnitt

Der Vorschlag von Tschumi und Merlini bestand im wesentlichen darin, den Talboden des Flon als öffentlichen Park zu gestalten und ihn mit fünf «bewohnbaren Brücken» – mit darübersitzenden und unten eingefüllten Volumen – zu überspannen. In den folgenden fünf Jahren wurde das Projekt in Zusammenarbeit mit den öffentlichen Diensten der Stadt Lausanne auf städtebaulicher Ebene weiterentwickelt, und für zwei der bewohnbaren Brücken erstellte man bereits Detailpläne: für eine Bahnhof-Brücke (Métropont) und eine Kunstmuseums-Brücke.

Aufgrund politischer Machenschaften stellt das Stadtparlament von Lausanne 1994 das Ganze plötzlich in Frage und weigert sich, das Projekt zur Abstimmung zu bringen. Das Vallée du Flon verbleibt im Status von 1942. Die Architekten erhalten vom Kanton den Auftrag, ihre Studien bezüglich der Verknüpfung der öffentlichen Verkehrsmittel (Interface) unter den neuen Voraussetzungen weiterzuverfolgen.

Im wesentlichen ging es nun darum, den Métropont den veränderten städtebaulichen Ansprüchen anzupassen. Der neue Verkehrsknotenpunkt des Flon soll drei verschiedene öffentliche Transportmittel miteinander verbinden. Der heute bestehende Bahnhof verknüpft die Linie der Zahnradbahn Lausanne-Ouchy (LO)/Lausanne-Gare (LG) mit derjenigen des TSOL (Tramway du sud-ouest lausannois) und gewährleistet mit zwei Liftanlagen die Verbindung zum öffentlichen Verkehrsnetz der Region (TL). In einer ersten Etappe wird die Bahn Lausanne-Echallons-Bercher (LEB) bis zum Flon herangeführt und ein neuer unterirdischer Bahnhof mit Rolltreppenverbindung zum bestehenden Bahnhof errichtet. Eine neue Passerelle (als Ersatz der bestehenden) stellt die Verbindung sicher zwischen dem bestehenden Bahnhof, dem Grand-Pont und den neuen Liftanlagen zum LEB-Bahnhof; eine neue Treppe wird vom Vallée du Flon zum Grand-Pont hinaufführen; das Gebäude Rue de Genève 3 wird abgebrochen.

In einer zweiten Etappe soll das Trassee der LO/LG-Bahn in nordöstlicher Richtung verlängert werden (Métro-nord-est). Die neue Umsteigestation ist als «dreidimensionaler» Bahnhof gedacht, als ein «im Schnitt» entworfener Bahnhof, bei dem alle Bewegungsabläufe einsehbar sind, der innerhalb der Stadt lesbar ist und in dem man sich mühelos zurechtfindet.

Hochburg der Roten saniert

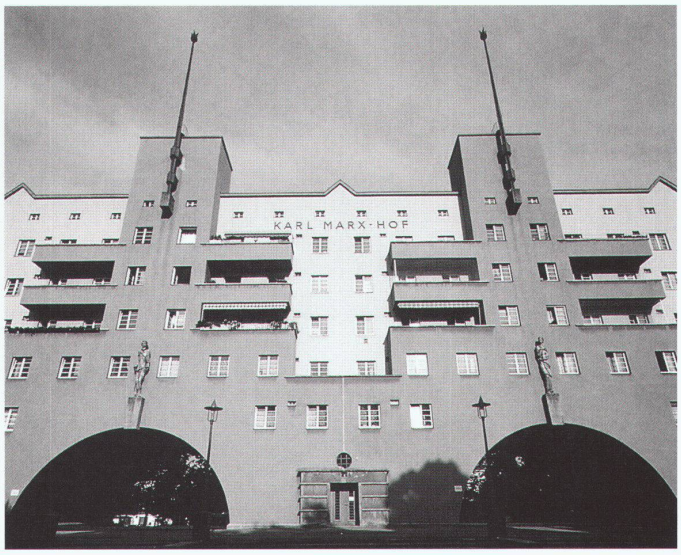
Der Karl-Marx-Hof in Wien-Heiligenstadt, Symbol und Monument der Arbeiterklasse, ist saniert worden.

Der Karl-Marx-Hof mit seiner rot-gelben Fassade wurde vom sozial engagierten Architekten und Wagner-Schüler Karl Ehn entworfen und von 1927 bis 1939 ausgeführt. Die Bezeichnung «Hof» beinhaltete ein Programm: grosse Wohnblöcke umschliessen begrünte Höfe mit Spielplätzen und Parkbänken. Alle Wohnungen haben Balkone, Terrassen oder Loggien auf der Hofseite.

Die Wiener Höfe waren das Produkt einer genossenschaftlichen Ideologie, die sich darum bemühte, die Autonomie einer demokratischen Wohnform für die Arbeiterklasse herauszustreichen. Bei den rechtsstehenden Parteien waren diese «Arbeiterfestungen», deren Bewohner dem politischen Programm der österreichischen Marxisten anhingen, als Brutstätten der organisierten Subversion und als Hochburg der Roten verschrien.

Der Karl-Marx-Hof mit Kinderkrippen, Wäscherei, Bibliothek, Büros, Läden und einer Klinik für ambulante Behandlungen war der «epischste» der Wiener Höfe und mit einer Länge von einem Kilometer und mit 1378 Wohnungen an 94 Treppenhäusern auch der grösste, was heute noch gilt. Rund 17 000 Leute wohnen noch immer darin.

In zweijähriger Arbeit ist der denkmalgeschützte Superblock nun von Grund auf saniert worden.



Nachschlagewerk und Lesebuch

Das Architektenlexikon der Schweiz ist erschienen. In 731 alphabetisch geordneten Beiträgen wird das Wirken von mehr als 800 Bauschaffenden vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart beschrieben.

Wenn sich einer im Zeitalter des elektronischen Datenzugriffs ein drei Kilogramm schweres Buch anschafft, fragt man sich zu Recht, ob er da nicht einem Anachronismus verfallen ist oder ob er in der Flut der täglich auf uns eindringenden Informationen einen Rettungsanker braucht: gesichertes Wissen zwischen handfesten Buchdeckeln.

Wie dem auch sei, das von Isabelle Rucki und Dorothee Huber herausgegebene Architektenlexikon – dessen Produktion wohlverstanden ohne die Hebammendienste des Computers (noch) unendlich viel mehr Mühe bereitet hätte – präsentiert auf 614 Seiten einen Überblick über fast zweihundert Jahre Baugeschehen in der Schweiz. Unter den gut 800 erfassten Architekten und Architektinnen befinden sich auch einige ausländische Berufskollegen, die in der Schweiz gebaut haben. Ebenfalls berücksichtigt sind die wichtigsten Vertreter des Städtebaus, des Ingenieurwesens, der Innen- und der Landschaftsarchitektur.

Die Beiträge, die eine halbe bis fünf Buchseiten lang sind, wurden von rund 200 verschiedenen Autoren verfasst. Bei einer solchen Autorenfülle waren gewisse Qualitätsunterschiede – etwa bezüglich Sprache oder Informationsdichte – natürlich nicht zu vermeiden. Aber das Werk ist zweifellos eine Fundgrube für Wissenswertes über die verschiedenen Architektenpersönlichkeiten und ihr Schaffen. Es tauchen auch Namen von Leuten auf, deren Biographie und Werk bisher wenig bekannt und kaum zugänglich gewesen sind. Das Lexikon eignet sich bestens zu Recherchezwecken oder lässt sich häppchenweise auch als Lesebuch geniessen.

Am Ende jedes Lexikonbeitrages werden die relevanten Projekte und Bauten aufgelistet, ergänzt durch den Ort, das Baujahr und die Namen der Mitarbeiter. Eine Bibliographie mit den wichtigsten Publikationen und Aufsätzen zu Einzelwerken oder zum Gesamtschaffen weist dem Benutzer den Weg zum vertieften Studium. Ein angefügtes Register hilft dem Leser, alle in den Texten erwähnten Personen aufzufinden. Das Lexikon ist überdies mit rund 800 sw-Abbildungen illustriert.

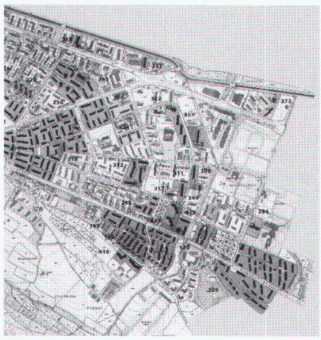
Wohn-Stadt-Inventar

1990 ist ein Inventar der durch die Stadt geförderten Wohnbauten herausgekommen. Jetzt gibt es auch eine Karte im Massstab 1:12 500 mit einem chronologischen Siedlungsverzeichnis dazu.

Das unter dem Titel «Kommunaler und genossenschaftlicher Wohnungsbau in Zürich 1907 – 1989» erschienene Buch dokumentiert die entsprechenden Siedlungsbestände quartierweise mit Plänen und Fotos, ergänzt durch Bestandesverzeichnisse und Artikel über Entwicklung und Perspektiven des gemeinnützigen Wohnungsbaus und der Wohnbauförderung.

Eine Karte mit den Bauten und zugehörigen Aussenräumen im Übersichtsplan der Stadt Zürich und einem chronologischen Siedlungsverzeichnis vervollständigt nun die Publikation. Zusätzlich wird in der Karte auch der Zeitraum vom Erscheinen des Buches (1989) bis 1997 berücksichtigt.

Der gemeinnützige Wohnungsbau wollte in der Regel mehr als mit Wohnraum versorgen. Reformerische, gemeinschaftsfördernde, therapeutische Absichten standen dahinter; städtebauliche und landschaftsgestalterische Aspekte spielten eine entscheidende Rolle. Die Siedlungen zeugen von der sich wandelnden Interpretation des Wohnens in der Stadt und können als eine Art Open-air-Museum der architektonischen, wohnungs- und städtebaulichen Typologien des 20. Jahrhunderts betrachtet werden.



Karte 1:12 500, Kommunaler und genossenschaftlicher Wohnungsbau in Zürich 1907–1997, als Poster (90,5 × 128 cm) gerollt oder gefaltet (18,1 × 25,6 cm), CHF 20.– beim Info-Center des Vermessungsamtes, Werdmühlestrasse 9, 8001 Zürich oder im Fachbuchhandel für CHF 25.– (inkl. Versandspesen).

Basel Theaterplatz: Gastspiel beendet

Wir haben in der Märznummer über den Wettbewerb für ein neues Schauspielhaus auf dem Theaterplatz in Basel berichtet. Was von Kantonsbaumeister Fritz Schumacher als städtebauliche Veränderung des Kulturzentrums am Steinenberg angeregt worden war, ist allzurasch versandet. Verschaukelt kommt sich das Schauspielhaus vor, das auch nach jahrelangen Standortdiskussionen auf sein unzureichendes Provisorium angewiesen bleibt.

Schon bevor das Projekt von Jakob Steib den ersten Preis erhielt, hatte die Idee eines Neubaus in der Basler Öffentlichkeit eine Kontroverse über die Gestalt des öffentlichen Raumes rund um den bestehenden Theaterkomplex ausgelöst. Bezweifelt wurde, dass die städtebaulichen Defizite des aus den siebziger Jahren stammenden Theaterplatzes durch bauliche Verdichtung überhaupt zu lösen seien. Ein Neubau auf dem Theaterplatz wurde aber vor allem von denjenigen Kreisen in Frage gestellt, die sich von anderen Standorten in Basel mehr versprechen. So war schon vor Jahren für das «Ganthaus» der Studienauftrag für einen Umbau zum Theater vergeben worden – ohne dass es dort je zu einer Entscheidung gekommen wäre. In der Zwischenzeit kamen aufgelassene Industriehallen und ein Seitenflügel des Badischen Bahnhofs als Spielstätten ins Gespräch.

In den Monaten nach der Wettbewerbsjurierung wuchs auch innerhalb der Basler Exekutive die Uneinigkeit, was bis zum Frühjahr jegliche Art von Festlegung verunmöglichte. Im Mai wurde das Steib-Projekt begraben, als das zuständige Baudepartement selber Umbauvarianten gegenüber einem Neubau den Vorzug gab. Für einen Standort will man sich aber erst dann entscheiden, wenn sich die Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit abgekühlt hat und weitere Alternativen bekannt sind. Heute scheinen sich die Fraktionen in Basel nur über die vielen Nachteile einig zu sein, die dem Schauspielhaus in seinem provisorischen Heim, der «Komödie», betrieblich und finanziell entstehen. Der Mietvertrag musste nun aufgrund der allgemeinen Pattsituation um Jahre verlängert werden. A.B.

Sion: Morgen die Spiele... und danach?

«Brot und Spiele» verlangte das römische Volk, um glücklich zu sein. Der Kaiser zahlte. Wieviel? Die heutige Welt hat kaum andere Wünsche. Auch sie will unterhalten werden und scheint damit glücklich zu sein. Die Olympischen Spiele eignen sich besonders gut dazu. Nur – Business verpflichtet – haben sie ein solches Ausmass angenommen, dass die, die sie einst gewollt haben, darüber am meisten staunen. Deshalb ist es wichtig, dass man sie unter Kontrolle bringt.

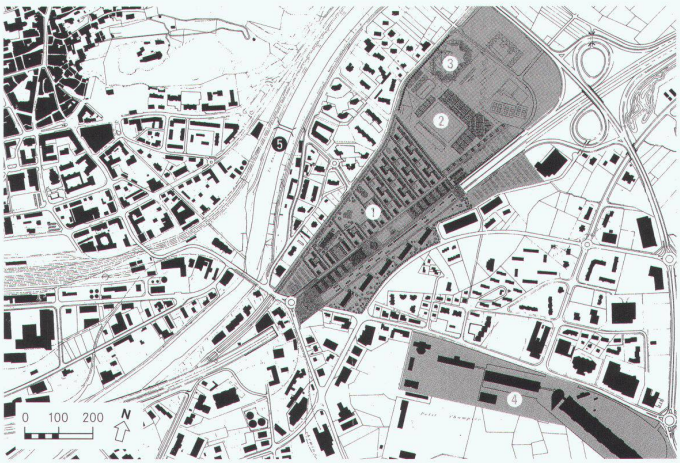
«Es gilt, die Einwirkung der Olympischen Spiele (OS) auf die Stadt vollständig in den Griff zu bekommen, um dem kurzlebigen Gigantismus einerseits und der unüberlegten Bastelei anderseits vorzubeugen», heisst es im Beschluss der Exekutive vom 26. Juni 1997. Dies der Ausgangspunkt einer städtebaulichen Strategie, welche die vorhandenen Planungsinstrumente gleichsam im neuen Lichte dieser wichtigen Veranstaltung erproben will, wichtig, was ihre Grössenordnung und Medienpräsenz anbelangt. Man muss immerhin sehen, dass es um einen kurzen Moment in der Geschichte der Stadt geht – das Spektakel dauert nicht einmal einen Monat –, die territorialen Auswirkungen jedoch enorm sind, vor allem für eine Kleinstadt. Wenn man zudem die zahlreichen Forderungen an den Komfort und die Sicherheit kennt, muss man sich ernstlich fragen, was man an «Definitivem» bauen soll, das dann nicht überflüssig ist, und was an «Provisorischem», ohne in die mit solchen Unternehmungen verbundene Falle der Mehrkosten zu tappen.

Sion, das für die Spiele 2006 kandidiert (die Abstimmung findet im Juni 1999 in Seoul statt), müsste über vier nach dem Pflichtenheft der CIO als olympisch anerkannte Anlagen verfügen, plus eine fünfte, nicht explizit verlangte, aber ebenso wesentliche, nämlich den Bahnhof. Er wäre entscheidende Schnittstelle für den Empfang der Delegationen, der Sportler, der olympischen Familie, der Medien und der Zuschauer. Bis jetzt spricht man davon, ohne sich konkret damit zu befassen, weil dazu die Handlungsspielräume auf höchster Entscheidungsebene fehlen. Gegebenenfalls, d. h. wenn die Kandidatur von Sion Erfolg hat, muss man aber aufpassen, dass man nicht von der Zeit überrollt wird, auch wenn die Schweizer Züge, wie man weiss, langsam fahren... Die Erneuerung eines Bahnhofs und seiner Erschliessung lässt sich nicht in ein paar Jahren bewältigen. Beispiele dafür gibt es viele hierzulande.

Während diesbezüglich also noch keine städtebaulichen oder architektonischen Projekte vorgestellt werden können, hat man sich – in der kurzen Zeit vom letzten Sommer bis jetzt (das Material für das Kandidatur-Dossier ist gegenwärtig bei den Grafikern und Redaktoren in Arbeit) – eingehend mit den vier obenerwähnten Anlagen beschäftigt.

Das Dossier für die Kandidatur zwingt dazu, die postolympische Nutzung der Einrichtungen zu definieren, damit man die Bedeutung der OS für die Entwicklung der Stadt abschätzen kann. Aus diesem Grund spricht man zurzeit viel von nachhaltiger Entwicklung, um auf andere Art zu beschreiben, was im Städtebau schon seit langem ein Thema ist: nämlich den Ausbau der Stadt auf längere Sicht vorzubereiten und zu steuern, ohne die Entwicklung von morgen zu gefährden.

Wie man auf dem Stadtplan von Sion sieht, liegen die vier Olympia-Infrastrukturen auf dem linken Rhoneufer, das demnächst durch einen Fussgängerweg und einen Steg über die Rhone mit dem Stadtzentrum verbunden werden dürfte. Drei befinden sich in dem Stadtteil, der durch den 3 ha grossen Stadtpark über der Autobahnüberdachung bestimmt wird; die Autobahn wurde umsichtigerweise unterirdisch geführt, damit kein Schnitt, wohl aber eine willkommene Nahtstelle zwischen den beiden Quartieren Champsec und Vissigen entstand. Der Medienpark wird auf militärisches Gelände gelegt, warum, werden wir später sehen.



Das olympische Dorf mit einer Bruttonutzfläche von ca. 45 000 m² muss 3500 Athleten und Offizielle aufnehmen können. Es liegt beidseits des nach dem Walliser Altbundesrat Roger Bonvin benannten Stadtparks und ist das Resultat eines Ideenwettbewerbs, der von Juli bis Dezember 1997 ausgetragen wurde. Ziel des Wettbewerbs war, die Richtlinien für die räumliche Organisation dieser Basis-Infrastrukturen festzulegen. In einer zweiten Stufe sollten der oder die Gewinner sodann ein Projekt zur Präsentation im Dossier für die Kandidatur ausarbeiten. Das heisst, es ging darum, ein städtebaulich vertretbares Vorprojekt – für vor, während und nach den Spielen – zu entwickeln und die definitiven, später allenfalls umnutzbaren und die provisorischen veränderbaren und «verkäuflichen» Lokalitäten zu bestimmen, so wie dies beispielsweise in Lillehammer gemacht wurde.

Grundsätzlich ist das olympische Dorf in drei Zonen organisiert: Eine erste, sogenannt internationale, die sozusagen das Rückgrat bildet, umfasst die zentralen Einrichtungen. Die zweite, eine Wohnzone, vereinigt zentrale Funktionen, provisorische Unterkünfte in dreigeschossigen Pavillons aus Holz und definitive Unterkünfte in fünf siebengeschossigen Gebäuden. Die Bauten mit den zentralen Funktionen werden nach den Spielen als Schule umgenutzt. Auf dem Areal für das olympische Dorf befinden sich bereits eine Kapelle und ein zum Kulturzentrum umgebauter alter Bauernhof, die in den Bebauungsplan integriert werden. Eine dritte Zone im Osten dient als Umschlagstelle (Interface) für den Transport der Athleten zu den einzelnen Austragungsorten.

Das Stadion für die Zeremonien ist eine grosse Arena mit 30 000 Sitzplätzen, wo voraussichtlich eine Show zum Thema Berge über die Bühne gehen wird. Die Arena ist

1 Olympisches Dorf
Architekten: John Chabbey & Michel Voillat, Martigny (Mitarbeiter: Stéphanie Fornay, Antonio Fernandez, Jean-François Guerin, Sylvain Crettenand); Claudine Lorenz, Florian Musso, Sion

2 Stadion für Zeremonien
Architekten: Pierre Baechler & Patrice Gagliardi, Sion
Ingenieure: SD Dénéroaz & Pralong, Pierre-François Decoppet, Sion

3 Olympische Eishalle
Architekten: Antoine de Levallaz, Sitten, P. Baechler & P. Gagliardi, Sitten; P. und C. Lorenz, F. Musso, Sion
Ingenieure: Roger Dubuis, Jean-Daniel Uldry, Philippe Rossier, Sion
Berater: Passera & Pedretti, M. Pedretti, Grancia

4 Medienpark
Architekt: Roland Gay, Monthey
Ingenieure: Pierre Roulet, Sion; Martial Chabloz, Le Mont-sur-Lausanne

5 Neue Passerelle

auf das Fussballstadion aufgesetzt, aber asymmetrisch, so dass sich in der südöstlichen Ecke eine Treppenpyramide auftürmt. Man will so möglichst vielen Zuschauern die Aussicht auf das Gebirgspanorama hinter Sion bieten.

So wie es zurzeit aussieht, soll diese Treppenpyramide provisorisch erstellt werden. Nach den Spielen will man dem Stadion seine aktuelle Form zurückgeben. Einzig die Ecken, die jetzt offen sind, werden mit Tribünenstufen geschlossen bleiben.

Die Eishalle muss einerseits olympische Halle für 11 000 Zuschauer sein und anderseits künftige Stadteishalle für ungefähr 3500 Zuschauer. Für die letztere Funktion wird man auf ein Wettbewerbsprojekt von 1987/88 zurückgreifen; für die Olympischen Spiele sollen auf drei Seiten Erdaufschüttungen zur Installation einer U-förmigen Tribüne angebracht werden.

Das Dach ist als Hängestruktur geplant, um – nach der Vorstellung der Architekten – ein starkes Bild zu vermitteln. Es fragt sich aber, ob eine solche Lösung richtig ist, an einem Ort, an dem die Schneelasten beträchtlich sein können.

Der Medienpark ist eine Schweizer Premiere: Man will eine 300 Meter lange Schiessanlage überdachen. Die Schiessanlage befindet sich im militärischen Übungsgebiet, was den etwas ungewöhnlichen Standort für den Medienpark erklärt. Allerdings stehen hier eben die riesigen Flächen zur Verfügung, die für eine gute Organisation der gewaltigen Maschinerie der versammelten Medien notwendig sind. Der Entwurf dieser Anlage war ein Auftrag an mehrere Architekten.

Um den Platzbedürfnissen von rund 30 000 m² des CIRTV (Centre international de radio télévision) zu entsprechen, schlug man vor, den Schiessstand und das Schussfeld – eine Fläche von 300 m × 45 m – zu überdachen, so dass eine Halle entsteht, die halb so gross ist wie die geforderte Fläche, die aber für die Zeit der Spiele dank einem Zwischenboden zweigeschossig sein wird. Nach den Spielen wird der Zwischenboden demontiert. Übrig bleibt ein 11 m hohes Volumen, an dessen Enden sich auf der einen Seite der Schiessstand, auf der anderen die Zielscheiben befinden.

Dieser schallgedämmte Raum wird den lang geforderten Schutz vor Lärmbelästigung durch den Schiessbetrieb gewährleisten. In der übrigen Zeit können darin Veranstaltungen aller Art stattfinden.

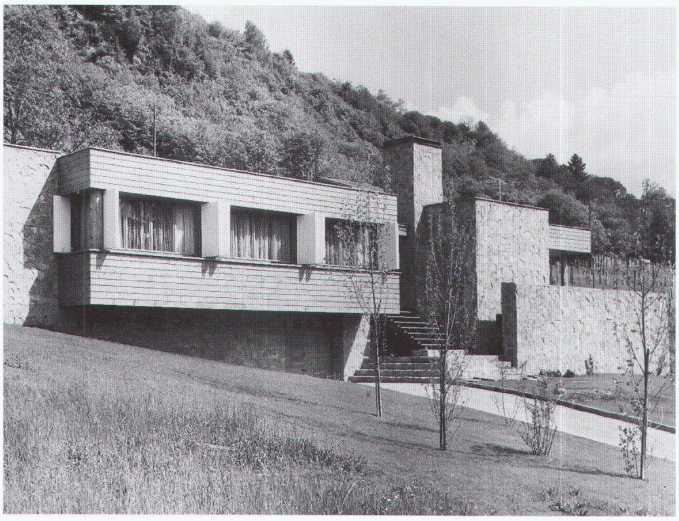
Abschliessend muss gesagt werden: Die OS bedeuten einen sehr brutalen Eingriff in die Morphologie der Stadt, der sich, wenn er nicht kontrolliert wird, als verheerend erweisen kann. Die Vorbereitung der Spiele ist also eine wichtige Herausforderung. Denn es geht hier nicht einfach um ein grosses sportliches Volksfest, sondern um städtebauliche Dimensionen, die es zu meistern gilt. Wie gesagt, man darf nicht für drei Wochen bauen, was einer Entwicklung von zehn oder mehr Jahren angemessen wäre.

Charles-André Meyer
(Aus dem Französischen: C. Z.)

Ein Tessiner Baumeister

Vom 3. Juli bis zum 24. August findet im ehemaligen Augustinerinnenkloster in Monte Carasso (jeweils Mittwoch bis Sonntag von 17.00 bis 20.00 Uhr) eine Ausstellung statt, die Franco Ponti gewidmet ist.

Ponti, 1921 in Bellinzona geboren und 1984 in Lugano gestorben, war einer der führenden Tessiner Architekten der ersten Jahrzehnte nach dem Krieg, neben Rino Tami, Augusto Jäggli, Peppo Brivio, Alberto Camenzind und Tita Carloni. Er versuchte die organische Architektur Frank Lloyd Wrights auf das Tessin zu übertragen, mit Häusern aus Stein und Holz, eingebettet in die Wälder des Sottoceneri oder an die Felsen des gebirgigen Sopraceneri geklebt. Er hat sein Leben lang nur Einfamilienhäuser gebaut, in engem Kontakt mit seinen Auftraggebern und im Bemühen um die Einheit von Mensch, Architektur und Natur.



Casa Rossi, Vezia, 1958 Foto: W. Hürlimann, Foto Torre, Lugano

Das Interesse für Franco Pontis Architektur mehr als zehn Jahre nach seinem Tod hat verschiedene Gründe: In erster Linie überzeugt die Qualität seiner Bauten, die auf der Übereinstimmung zwischen Werk und Umgebung beruht. Die Häuser sind in Grundriss und Aufriss mit geometrischer Präzision entworfen; die Innenwände und -räume setzen sich im Freien fort, so dass die Grenzen zwischen dem Künstlichen des Gebauten und der umgebenden Natur nicht mehr genau auszumachen sind.

Zweitens sind es die Pläne. Durchwegs in Bleistift gezeichnet, lassen sie erkennen, dass Ponti die Architektur immer als ein Universum verstanden hat, innerhalb dessen Idee und Ausführung zu einem einzigen Prozess verschmelzen, einem Prozess, in dem Bleistift und Maurerkelle – die Arbeit am Zeichentisch und jene auf der Baustelle – gleichwertige Instrumente sind. In seinen Plänen ist alles schon enthalten, in ihrer Abstraktion nehmen sie eine künftige Wirklichkeit vorweg, vom ersten Stein des Sockels bis zum Holz und der daraus gefertigten Struktur, die das Volumen des Hauses bestimmt. Er arbeitete im Bewusstsein, dass der Akt des Entwerfens bis in die verborgensten Details des Bauens hinein ausgedehnt werden muss. Indem Ponti dies tat, interpretierte er die Rolle des antiken Baumeisters neu, der, schon wenn er die Kuppel zeichnete, die Probleme der Statik und der Konstruktion studierte.

Drittens ist es die Zeitlosigkeit von Pontis Architektur. Die Zeitlosigkeit der Formen – grossflächige Schrägdächer überdecken gewichtige Mauermassen –, der Baumaterialien – Stein und Holz –, der Art, wie die Pläne gezeichnet sind – mit Bleistift –, der Entwurfsmethode, bei der alles analysiert und abgewogen wird «bis zum letzten Nagel», der Standorte – gestern noch abgelegen auf Wiesen und in Wäldern, heute von der wachsenden Stadt eingeholt.

Nicht mehr aktuell ist die Art, wie Franco Ponti seinen «Beruf», im kritischen und umfassenden Verständnis des Begriffs, versteht und ausübt. Auch deshalb ist es sinnvoll, diese Arbeit, die realisierten Bauten und die Entwurfsmittel zu zeigen.

Paolo Fumagalli
(aus dem Italienischen: C. Z.)

Zur Ausstellung erscheint eine Monographie mit den Planreproduktionen der wichtigsten Bauten, mit Beiträgen von Paolo Fumagalli, Tita Carloni, Franco Poretti und Milo Navone.